

ELENA SANTIAGO
Wind der Gezeiten

Buch

Elizabeth und Duncan Haynes träumen von einem neuen Leben: Sie wollen Barbados verlassen und auf einer anderen, noch wenig besiedelten Karibik-Insel weit weg von kriegerischen Auseinandersetzungen und ohne Sklavenausbeutung ein dauerhaftes, friedliches Zuhause finden – vor allem da Elizabeth wieder schwanger ist. Ihr Plan sieht vor, zunächst nach England zu segeln, wo Elizabeth auf dem väterlichen Gut nach dem Rechten sehen und ihr Kind zur Welt bringen wird. Duncan will von der großväterlichen Werft Werkzeuge und Ausrüstungen auf die Antillen holen, denn er möchte in der Karibik ein zweites Schiffsbauunternehmen gründen.

Voller Elan und Zuversicht bereiten sie ihre Abreise vor, als Elizabeths kleiner Sohn Jonathan plötzlich an einem lebensbedrohlichen Fieber erkrankt. Als außerdem die englischen Besatzer der Insel Duncan unter Arrest stellen und sein Schiff beschlagnahmen, scheinen dunkle Wolken über Elizabeths hoffnungsvolle Zukunft zu ziehen – und die Vergangenheit sich verhängnisvoll zu wiederholen ...

Autorin

Unter dem Pseudonym Elena Santiago schreibt Bestsellerautorin Eva Völler bewegende Familiensagas, die ihre Leser in ferne Gefilde entführen. Zunächst arbeitete sie als Richterin und später als Anwältin in ihrer eigenen Kanzlei, fand aber dann immer mehr Spaß am Schreiben, bis sie die Robe schließlich ganz an den Nagel hängte. »Romane machen einfach zufriedener als Schriftsätze, denn man weiß als Autor immer schon vorher, wie es am Ende ausgeht.« Elena Santiago lebt und arbeitet am Rande der Rhön in Hessen.

Von Elena Santiago bereits erschienen:
Inseln im Wind (37888)

Elena Santiago

Wind der Gezeiten

Roman

blanvalet

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

© 2013 by Elena Santiago

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Trevillion Images / Susan Fox;

Getty Images / Kicka Witta

Redaktion: Rainer Schöttle

ED · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38363-4

www.blanvalet.de

Erster Teil

Barbados
Frühjahr 1652

1

Elizabeth war von Dunkelheit umgeben. Der Himmel war schwarz, voller jagender Sturmwolken, die alles Licht ausgelöscht hatten.

»Mommy?«, fragte Johnny ängstlich.

»Sei still, mein Kleiner. Alles wird gut. Wir müssen nur Daddy finden, dann sind wir in Sicherheit.«

Sie hielt ihren Sohn fest an sich gedrückt, während sie weiterrannte. Um sie herum tobte der Sturm. Äste und Sand wirbelten durch die Luft, man konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Der tobende Wind überlagerte alle Geräusche, doch Elizabeth wusste genau, dass ihr Verfolger dicht hinter ihr war, nur wenige Schritte trennten ihn noch von ihr. Böen peitschten ihr ins Gesicht, ihre Füße verfrachten sich in Treibgut, das der Sturm über das Land getrieben hatte.

»Bleib stehen«, hörte sie ihn durch den Sturmwind rufen. »Hab keine Angst vor mir!«

Doch sie wusste, dass er sie und Johnny töten würde, wenn sie innehielt.

»Elizabeth«, schrie Harold. »Lauf nicht weg. Ich liebe dich doch!«

Natürlich log er. Jemand, der so abgrundtief böse war, konnte nicht lieben. All seine Gefühle waren nur Zerrbilder des Hasses, mit dem er jeden vernichtete, der sich gegen ihn

stellte. Sie fuhr herum und sah sein Messer funkeln. Abwehrend hob sie die Hand und schrie auf.

Im nächsten Augenblick war Duncan bei ihr. Er hielt sie umfassen und wiegte sie in seinen Armen. »Schsch. Ist ja schon gut, Liebes. Es war nur ein Traum.«

Mit einem Aufschluchzen wurde Elizabeth endgültig wach. Sie schmiegte sich an Duncans warmen Körper und umklammerte ihn. »Er war wieder da. Er wollte Johnny und mich töten.«

»Er verrottet in seinem Grab, Lizzie. Er kann niemandem mehr was tun.«

Sie war selbst dabei gewesen, als Harold Dunmore in der Nacht des Hurrikans zur Hölle gefahren war, doch die Ereignisse schienen immer noch allgegenwärtig. Sogar nach seinem Tod gelang es ihrem einstigen Schwiegervater, sich in ihre Träume zu drängen und ihr Angst einzujagen. Mit tiefen Atemzügen versuchte sie, sich zu beruhigen. Duncans Nähe half ihr dabei. Sie spürte, wie sie sich allmählich entspannte.

»Es wird Zeit, dass wir von hier wegkommen«, murmelte sie, das Gesicht an seiner Schulter. »Wir sind sowieso schon viel zu lange hiergeblieben. Ich hasse dieses Haus. Es ist verflucht.«

»Es ist nur ein Haus.«

»Es ist *sein* Haus.«

»Er ist tot.«

»Trotzdem. Es nimmt mir die Luft zum Atmen.«

»Nur noch drei Tage, Lizzie. Die gehen schnell vorbei.«

Duncan hatte die Beine aus dem Bett geschwungen, das Moskitonetz zur Seite geschoben und eine Kerze angezündet. Das flackernde Licht zeichnete die Umrisse seiner Schultern nach, als er sich zu Elizabeth umdrehte. »Geht es wieder?«

Elizabeth nickte wortlos, in dem Wissen, dass es andere Nächte mit weiteren Albträumen geben würde. Doch hier und jetzt war sie sicher, mit Duncan an ihrer Seite. Ihr Sohn schlief geborgen im Nebenraum, und wenn der Himmel ihnen gnädig war, würden sie bald noch ein Kind in den Armen halten.

Duncan zog sie an sich und vergrub sein Gesicht in ihrem Haar. »Alles wird gut.«

Er sagte das mit solcher Entschiedenheit, dass auch sie daran glaubte. Gemeinsam lauschten sie dem Wind und dem Prasseln des nächtlichen Regens. Die hölzernen Läden klappten im Luftzug, und die Tropfen schlugen monoton gegen die Querstreben vor den Fenstern.

»Es wird bald Tag.« Duncan strich mit der Hand über ihren gerundeten Leib und berührte eine ihrer vollen Brüste. Seine Augen funkelten im Kerzenschein, und sein Lächeln bekam etwas Verwegenes. »Eigentlich lohnt es sich kaum noch, wieder einzuschlafen. Was meinst du?«

Sie murmelte eine Zustimmung und spürte, wie sich seine Erregung auf sie übertrug, als er sie sanft, aber bestimmt in die Kissen zurückdrängte und sie küsste. Er hatte schon immer gewusst, wie er sie auf andere Gedanken bringen konnte.

Elizabeth zügelte die Stute auf dem Hügel und blickte über die versteckte kleine Bucht. Pearl schnaubte leise und bewegte witternd den Kopf. In der Nähe raschelte ein Tier im Unterholz. Elizabeth tätschelte der Stute beruhigend den Hals.

Das Meer war in kupferfarbenes Licht getaucht, die Sonne stand bereits tief. In diesen tropischen Breiten kam die Dunkelheit schnell. Ein kurzes, feuriges Farbenspiel, von Orange über Rot bis hin zu dunklem Purpur, das die ganze Welt zum Leuchten brachte – und dann war plötzlich alles Licht verschwunden, bis auf ein samtiges, tiefviolettes Nachglühen auf dem Wasser.

»Viel Zeit bleibt nicht mehr«, sagte Deirdre hinter ihr. »In spätestens einer Stunde ist es dunkel.«

Elizabeth zauderte, jedoch nur kurz. »Es ist vielleicht das letzte Mal. Eine halbe Stunde reicht mir.«

Entschlossen lenkte sie Pearl den Hügel hinab, und die junge irische Magd, die sie schon seit Jahren auf ihren Ausritten begleitete, folgte ihr auf dem Wallach, der früher Robert gehört hatte. Elizabeth bemerkte, dass ihre Gedanken sich in eine unerwünschte Richtung bewegten. Robert war tot, genau wie sein Vater Harold, aber die bösen Erinnerungen an ihn lebten ebenfalls fort. Seine zügellose Vielweiberei, seine unberechenbare Sprunghaftigkeit – ihre Ehe, aus reinen Ver-

nunftgründen geschlossen, war ein Desaster gewesen, eine einzige Verkettung unseliger Irrtümer und Fehler, und Roberts gewaltsamer Tod der Auftakt grauenhafter Ereignisse. Doch das alles war vorbei. Sie und die Menschen, die sie liebte, hatten es überlebt. Wenn sie es sich selbst nur oft genug vorsagte, musste die Vergangenheit ihren Schrecken verlieren.

Elizabeth berührte ihren Ehering, jenen, den Duncan ihr angesteckt und sie damit vor Gott und der Welt zu seiner Frau gemacht hatte. Sie gehörte zu ihm. Mit ihm gemeinsam konnte sie alles hinter sich lassen, die schlimmen Ereignisse ebenso wie die Orte, an denen sie sich zugetragen hatten. In zwei Tagen würden sie in See stechen und Barbados verlassen. Dann fing ihr neues Leben wirklich an.

Sie erreichte den Strand und saß ab. Ohne zu zögern, zog sie sich aus und watete ins Wasser, das köstlich warm über ihre Haut spülte. Die Sonne leuchtete wie ein Flammenball über dem Horizont, und als Elizabeth hinausschwamm und untertauchte, erglühten unter ihr am Meeresgrund die Korallengärten in atemberaubenden Farben. Manche der pflanzenartigen Auswüchse waren geformt wie Blumen, andere wie Buckel, Zacken, Röhren oder Fäden. Sie bewegten sich träge mit der Meeresströmung und boten allerlei Getier Unterschlupf. Entzückt beobachtete Elizabeth einen Schwarm blau schillernder Fische, die, aufgeschreckt durch einen größeren Jäger, aus dem Riff stoben und blitzartig verschwanden. Der Raubfisch, ein kleinerer Hai, ließ sich wieder zwischen die bizarren Formationen des Meeresbodens zurücksinken, um dort auf neue Beute zu warten.

Elizabeth zog eine gemächliche Runde über das Riff und tauchte anschließend auf, um Luft zu holen. Mittlerweile konnte sie recht lange unten bleiben. Es war alles eine Frage

der Übung, und davon konnte sie reichlich vorweisen. Duncan fand ihre Leidenschaft fürs Tauchen ein wenig beängstigend. Er befürchtete immer noch, sie könnte aus Versehen einatmen, wenn sie unter Wasser war, was unausweichlich ihren Tod zur Folge haben würde. Wäre es nach ihm gegangen, hätte sie längst damit aufgehört, zumal sie nach seiner Überzeugung wegen ihrer Schwangerschaft mehr Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen sollte. Um seinen Unwillen nicht herauszufordern, war sie in der letzten Zeit nur noch tauchen gewesen, wenn er nicht auf Barbados war, was in den vergangenen Monaten allerdings kaum noch vorgekommen war. Einmal war er nach St. Vincent gesegelt, ein anderes Mal zu den nördlichen Antillen, bis hinauf zu den Bahamas, doch seit zwei Wochen lag die *Elise* in der Bucht von Bridgetown vor Anker – Duncan bereitete an Bord bereits alles für ihre gemeinsame Überfahrt nach England vor.

Gedankenverloren ließ Elizabeth sich auf den Wellen treiben. Sie lag auf dem Rücken und trat langsam Wasser. Der Himmel über ihr war in leuchtendes Rot getaucht, das Meer um sie herum wie flüssiges Gold. Sie spürte einen Tritt des Kindes, und unwillkürlich tastete sie über die glatte Rundung ihres Bauchs.

Der Zweifel der Ungewissheit bemächtigte sich ihrer, und wie so oft in der letzten Zeit fragte sie sich, was die Zukunft für sie und ihre Familie bereithalten mochte. Sie liebte die Karibik über alles, aber auf Barbados wollten sie und Duncan nicht länger leben. Zu viel Schlimmes war hier im vergangenen Jahr geschehen, zu feindselig seither die Stimmung auf der Insel. Wo immer sie erschienen, wurden sie von bohrenden Blicken verfolgt. Es hatte Argwohn und Abneigung bei den Leuten hervorgerufen, dass sie so bald nach Roberts Tod den verrufenen Freibeuter Duncan Haynes geheiratet hatte,

und als sie ihre Schwangerschaft nicht mehr hatte verbergen können, war erst recht das Getuschel losgegangen. Bestimmt würde es auch nicht mehr lange dauern, bis den Klatschmäulern die Ähnlichkeit zwischen Jonathan und Duncan auffiel. Der Kleine war erst zwei Jahre alt, aber sogar dem Dümmssten konnte nicht auf ewig verborgen bleiben, dass er Duncan wie aus dem Gesicht geschnitten und folglich nicht Roberts Sohn war. Nur gut, dass sie weg sein würden, bevor jemand es bemerkte.

Davon abgesehen hatte sie schon zu Roberts Lebzeiten viel Gerede auf sich gezogen – eine Frau, die im Herrensattel ritt, das Haar offen trug und ihr Mieder derartig nachlässig schnürte, konnte in den Augen der Leute unmöglich als tugendhaft gelten. Sie stand im Ansehen kaum höher als Claire Dubois, die französische Bordellbesitzerin im Hafen von Bridgetown.

»Mylady!«, rief Deirdre. »Die Sonne geht unter!«

Elizabeth schrak zusammen. Sie hatte völlig die Zeit vergessen. Eilig watete sie zurück zum Strand, mit beiden Händen das nasse Haar auswringend. Deirdre reichte ihr ein sauberes Leinentuch, das sie sich um den Kopf wickelte. Das Kämmen würde sie später erledigen. Mit einem anderen Tuch trocknete sie sich ab, bevor sie in ihre Sachen schlüpfte, die Deirdre über einen Felsen gebreitet hatte. Sie hatten bereits so häufig diese gemeinsamen Ausflüge unternommen, dass sämtliche Handreichungen sich wie von selbst aneinanderreichten. Elizabeth war binnen Minuten bereit zum Aufbruch. Deirdre hatte vorsorglich zwei mitgebrachte Windlichter angezündet, denn mit der sinkenden Sonne schwand bereits das letzte Licht des Tages. Sie würden einen Teil des Heimwegs bei Dunkelheit zurücklegen müssen. Blieb nur zu hoffen, dass Duncan noch nicht zu

Hause war, sonst würde er es fertigbringen, ein Suchkommando auszuschieken.

Elizabeth ritt voran. Die Laterne spendete nicht viel Licht, doch in der aufziehenden Dämmerung reichte es, um den Weg zu erkennen. Sie war ihn schon so oft entlanggeritten, dass sie ihn notfalls auch im Dunkeln gefunden hätte. Deirdre folgte ihr stumm auf dem Wallach. Sie hatte nicht viel geredet seit ihrem Aufbruch am späten Nachmittag. Elizabeth wandte sich zu ihr um.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte sie das Mädchen.

Deirdre nickte stumm, bevor sie die Hand hob und einen Moskito totsclug, der sich auf ihrem Arm niedergelassen hatte. Bei Dämmerung kamen die gierigen kleinen Blutsauger in Schwärmen aus den Zuckerrohrfeldern am Rande des Dschungels und stürzten sich auf jedes Lebewesen in der Nähe.

Eine widerspenstige Locke hatte sich aus Deirdres Haube gestohlen und leuchtete lohfarben im Licht der Laterne an ihrem Sattelhorn. Das Gesicht der jungen Irin war verschlossen und ernst. Elizabeth wusste, was das Mädchen bedrückte – Deirdre hatte immer noch keine Entscheidung getroffen. Elizabeth hatte ihren Schuldkontrakt zerrissen, Deirdre war frei und konnte gehen, wohin sie wollte, doch dazu hätte sie zuerst wissen müssen, wo ihr Ziel lag. Elizabeth hatte ihr anheimgestellt, mit ihr und Duncan fortzuziehen. Zunächst nach England, wo Elizabeth auf dem Landgut ihres Vaters nach dem Rechten sehen und ihr Kind zur Welt bringen wollte, und dann wieder zurück in die Karibik, wo es unzählige Inseln gab, die nicht von bigotten, hartherzigen Sklavenhaltern bevölkert waren und auf denen es sich gewiss besser leben ließ als auf Barbados. Duncan hatte bereits angefangen, sich nach einer neuen Heimat

für sie umzutun, und Elizabeth wünschte sich, dass Deirdre mitkam.

Das Mädchen war als Schuldmagd nach Barbados gekommen, aber die gemeinsam durchlebten Schrecken hatte sie beide zusammenrücken lassen. Deirdre war Elizabeth immer mehr ans Herz gewachsen. Außerdem liebte sie Johnny fast wie ein eigenes Kind. Doch da gab es auch Pater Edmond, an dem Deirdre noch mehr hing und den sie nicht verlassen wollte. Ihre innere Zerrissenheit war kaum noch zu übersehen. Elizabeth beschloss, nicht länger um den heißen Brei herumzureden. Sie zügelte Pearl, bis sie mit der Irin auf gleicher Höhe ritt.

»Deirdre, übermorgen gehen wir auf die Reise. Ich weiß, dass dich viel mit Pater Edmond verbindet und du deshalb mit dem Gedanken spielst, seinetwegen auf Barbados zu bleiben. Aber du solltest nicht vergessen, dass du dich dadurch in Gefahr begibst.«

»Ich weiß, Mylady.« Es klang ergeben, aber auch eine Spur trotzig.

»Wie soll dein Leben aussehen, wenn du hierbleibst?«, fragte Elizabeth. »Willst du wieder bei Edmond in den Wäldern hausen? Ständig auf der Flucht, geächtet und verfolgt? So lange, bis sie ihn schnappen und aufknüpfen? Dich würden sie ebenfalls bestrafen, wegen Unterstützung eines entflohenen Schuldknechts.«

»Er ist kein Schuldknecht, sondern ein Priester und aus guter Familie«, protestierte Deirdre heftig. »Er hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen! Gemeine Menschenhändler haben ihn in Dublin von der Straße weg entführt und in die Gefangenschaft verkauft!«

»Das weiß ich doch. Aber das schert die Leute hier nicht, so wie es sie auch sonst nicht kümmert, wen sie unterjo-

chen. Hauptsache, sie haben genug Arbeitskräfte für die Zuckerrohrernte, egal woher diese kommen. Wer immer dabei stirbt, wird gleich durch den nächsten ersetzt, seien es Schwarze oder Iren. Ihre Hunde behandeln sie besser als ihre Arbeiter und Sklaven. Du weißt, wie sehr die Engländer die Iren hassen, und noch mehr hassen sie Papisten. Dein Leben in der Nähe dieses Mannes wäre nicht sicher, genauso wenig wie seines!«

Deirdre gab keine Antwort, doch im Schein der Laterne war zu sehen, wie sie sich auf die Lippe biss. Ihr Blick offenbarte die ganze Qual ihrer aussichtslosen, verbotenen Liebe zu einem Mann, zu dem sie niemals würde gehören können, so wenig, wie sie fähig war, ihn zu verlassen.

»Ich hatte dir schon angeboten, dass er mitkommen kann«, sagte Elizabeth. »Er könnte von London aus zu seiner Familie zurückkehren.«

»Er will nicht zurück nach Dublin.« Deirdres Stimme klang verzweifelt. »Ich habe ihn angefleht, dass er mit uns fahren soll, aber er hat gesagt, sein Platz sei hier. Weil sonst niemand den Mühseligen und Beladenen Gottes Wort verkünden würde.«

Elizabeth unterdrückte eine ärgerliche Antwort. Nach ihrem Empfinden gefiel dieser junge Ire sich allzu sehr in der Rolle des katholischen Märtyrers. Es würde nicht lange dauern, bis der Rat der Pflanzer beschloss, dass es wieder einmal an der Zeit für eine Strafexpedition sei. Es kam häufiger vor, dass Sklaven oder Schuldknechte wegliefen und sich im Dschungel versteckten, so wie Edmond. Im letzten Jahr, vor dem großen Sturm, waren die Schuldknechte und Sklaven in Scharen von den Plantagen geflohen, um einen Aufstand anzuzetteln. Daraufhin hatten die Pflanzer bewaffnete Brigaden in die Wälder entsandt, um die Flüchtlinge aufzuspü-

ren. Mit Bluthunden hatten sie die Schwarzen und Iren zusammengetrieben und anschließend viele von ihnen gehängt. Edmond hatte Glück gehabt. Er war einer der wenigen gewesen, die der Menschenjagd entkommen waren. Doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn schnappten, und dann war sein Leben keinen Penny mehr wert.

Vor ihnen tauchte in der Dunkelheit Dunmore Hall auf.

Das von einer hohen Mauer umgebene Anwesen war von Fackeln beleuchtet, die zu beiden Seiten des großen Tores brannten. Harold Dunmore hatte ein Vermögen in den Bau dieses Herrenhauses gesteckt. Nach seinen Vorstellungen hätten hier Generationen von Dunmores heranwachsen sollen – eine Dynastie, von ihm gegründet. Sein großer Traum, für den er zum Mörder geworden war und sogar Robert, seinen eigenen Sohn, getötet hatte, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, Elizabeth für sich selbst zu gewinnen. Bei dem Gedanken an den Wahnsinn ihres Schwiegervaters überlief sie ein Frösteln.

Sid, einer von Duncans Männern, hielt bei der Mauer Wache. Er öffnete ihr das Tor.

»Mylady.« Er tippte mit seiner dreifingrigen Linken an die Mütze und verzog das vernarbte Gesicht zu einem zahnlosen Lächeln. Der Verlust seiner Finger und Schneidezähne war auf eine höchst unangenehme Begegnung mit den Spaniern zurückzuführen. Vor Jahren war er ihnen in die Hände gefallen und gefoltert worden.

Duncan zufolge schreckten die meisten Spanier vor nichts zurück, um an Gold und Silber zu kommen. Auf Schonung konnten nur Gefangene von besserem Stand hoffen. Alle anderen wurden gefoltert, bis sie ihre Geldverstecke verrieten.

»Sid hatte keins, aber das wollten sie ihm nicht glauben«, hatte Duncan erzählt. »Sie fingen mit den Zähnen an. Irgendwann begannen sie, ihm die Finger abzuhacken.«

»Was hat sie dazu gebracht, nach zwei Fingern aufzuhören?«, hatte Elizabeth mit einem Anflug von Grauen gefragt.

»Ich«, kam es lapidar zurück. »Wir hatten zufällig denselben Kurs wie die Spanier, sie lagen genau vor unseren Kanonen. Eine Breitseite, und sie mussten sich ergeben.«

Nachdem Duncan die Galeone geentert und alle Gefangenen befreit hatte, hatte Sid seine gesunde Hand benutzt, um dem spanischen Befehlshaber und dessen Folterknecht dieselbe Behandlung angedeihen zu lassen, die ihm zuteilgeworden war. Daran musste Elizabeth häufig denken, wenn sie Sid gegenübertrat. Er wirkte immer so harmlos und zuvorkommend, doch der Grat zwischen leutseliger Freundlichkeit und erbarmungsloser Gewalt war bei Männern, die zur See fuhren, meist sehr schmal – Duncan nicht ausgenommen. Er war der liebevollste Vater und zärtlichste Liebhaber, aber im Angesicht der Gefahr konnte er töten, ohne mit der Wimper zu zucken. Während des Aufstands im vergangenen Jahr hatte er vor Elizabeths Augen binnen einer Minute drei Männer umgebracht, um Elizabeths Leben zu retten. Dasselbe würde auch Sid tun, wann immer es nötig war.

»Master Haynes hat sich Sorgen gemacht«, sagte er. Seine Stimme klang vorwurfsvoll. »Wir wollten gerade aufbrechen und nach Euch suchen. Euer Gatte holt nur rasch noch frische Munition.«

Im selben Moment, als er das sagte, kam Duncan auch schon aus dem Haus. Im unsteten Licht der Fackeln, die zu beiden Seiten des Eingangs brannten, wirkte seine imposante Gestalt wie die eines Kriegers, der zum Angriff bereit war. Über seiner Brust kreuzten sich zwei Leibgurte mit Patronen, und an seinem Wehrgehenk hingen unübersehbar Pistole, Dolch und Streitaxt. Sein Gesicht offenbarte seine

Erleichterung, als er Elizabeth sah, aber diese Regung verschwand sofort und machte einem undurchdringlichen Ausdrück Platz.

»Du warst tauchen«, sagte er, den Blick auf das feuchte Tuch um ihren Kopf geheftet.

Sie konnte es schlecht abstreiten, da die Tatsachen für sich sprachen.

»Es war das letzte Mal«, sagte sie, um einen versöhnlichen Ton bemüht. »Wer weiß, ob ich jemals in meinem Leben wieder Gelegenheit dazu haben werde.«

»Komm mit, wir müssen reden«, erwiderte er nur knapp, bevor er sich umdrehte und im Haus verschwand. Elizabeth übergab Pearls Zügel Paddy, dem alten Pferdeknecht. Er führte Pearl und den Wallach hinüber zu den Stallungen. Deirdre ging auf ihre Kammer, während Elizabeth mit mulmigen Gefühlen den Durchgang zum Patio ansteuerte, wo Duncan schweigend auf sie wartete.

Er blickte sie eindringlich an, als sie auf ihn zukam.

Ihre Züge offenbarten ihr schlechtes Gewissen, doch er sah auch den Trotz in ihren Augen.

»Ich habe gut aufgepasst und bin in unmittelbarer Nähe des Ufers geblieben. Und Deirdre hat mich keinen Moment aus den Augen gelassen. Ich bin nicht so lange unten geblieben, wie es mir möglich gewesen wäre. Ich fühle mich großartig. Und gesund. Dem Kind habe ich gewiss nicht damit geschadet. Bis zur Geburt dauert es noch an die sechs Wochen.«

Sie gab sich solche Mühe, sich zu rechtfertigen, und für einen Moment wünschte er sich, es hätte für sie beide keinen anderen Grund sich zu sorgen gegeben als den, dass sie tauchen gewesen war. Er trat auf sie zu und hob die Hand. Sie

blieb reglos stehen, während er ihr über die Wange strich. Ihre Haut war so unglaublich zart, dass er manchmal Angst hatte, sie zu berühren. Vorsichtig zog er ihr das Tuch vom Kopf. Ihre nassen Locken fielen herab und ringelten sich über ihre Schultern. Im Kerzenlicht hatten sie die Farbe von dunklem Gold. Duncan nahm eine davon und wickelte sie sich um den Finger.

»Ich will dir keine Strafpredigt halten«, sagte er.

»Oh.« Erstaunt und leicht verunsichert blickte sie ihn an.
»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.« Er zupfte kurz an der Haarsträhne und ließ sie wieder los. »Ich weiß, dass du das Tauchen beherrschst und dabei nur das tust, von dem du sicher bist, dass du es kannst. Damit will ich nicht sagen, dass es mir gefällt, wenn du es machst. Lieber wäre mir, du würdest es lassen. Zumindest so lange, bis unser Kind geboren ist. Das zweifellos mit Kiemen auf die Welt kommen wird.« Er unterdrückte ein Lächeln, als er ihre Erleichterung bemerkte. »Du hättest Felicity Bescheid sagen sollen, was du vorhast.«

Er merkte sofort, dass er sich diesen Vorwurf auch hätte sparen können, denn gerade das hatte sie wahrscheinlich absichtlich nicht getan, weil ihre Cousine sonst alles daran gesetzt hätte, den Ausritt zu verhindern. Felicity war in ihrer Fürsorge nicht zu bremsen. Wäre es nach ihr gegangen, hätte Elizabeth mit Rücksicht auf die Schwangerschaft von früh bis spät im Lehnstuhl sitzen müssen und höchstens zum Kirchgang aufstehen dürfen. Sie hielt es bereits für lebensgefährlich, dass Elizabeth sich in ihrem Zustand noch auf ein Pferd setzte.

»Felicity wusste, dass ich ein bisschen an die frische Luft wollte.«

»Wusste sie auch, dass du tauchen wolltest?«

Elizabeth schüttelte schuldbewusst den Kopf.

»Du hast zu ihr gesagt, du wärst vor der Dämmerung zurück. Jetzt ist es stockdunkel.«

»Es tut mir leid, dass du dir Sorgen gemacht hast. Ich habe einfach die Zeit vergessen. Außerdem hatte ich ursprünglich früher von hier losreiten wollen, aber Felicity musste unbedingt noch einmal mit mir zusammen die Wäschekiste umpacken, weil sie dachte, sie bekommt dann vielleicht noch mehr hinein ...« Sie verstummte und blickte ihn fragend an.

»Du siehst so ... besorgt aus. Was ist los?«

»Es wird Ärger geben. Der Inselrat hat getagt, und wie es scheint, wollen sie mir vor unserer Abreise noch ans Leder. Ich soll hochhoffiziell vorgeladen und vernommen werden.«

Elizabeth stockte vor Schreck der Atem. Duncan sah, wie an ihrem Hals eine kleine Ader anfang zu klopfen. Er überlegte, wie er es ihr schonender hätte beibringen können, doch er fand keine Möglichkeit.

»Warum?«, entfuhr es ihr.

»Sie brauchen dafür keinen besonderen Grund. Du weißt, was sie hier auf Barbados von mir halten.«

Jeder wusste das. Er war auf der Insel nicht gut gelitten. Es war durchgesickert, dass er während des Unabhängigkeitskampfes gegen das englische Mutterland die Seiten gewechselt hatte. Während er nach außen hin als Berater und Emissär des Rates der Pflanzer aufgetreten war, hatte er heimlich die Marinekommandantur Cromwells dabei unterstützt, im Schutze der Nacht Truppen auf die Insel zu bringen. Auf diese Weise hatte er dafür gesorgt, dass die Rebellion der Kolonisten niedergeschlagen wurde, bevor sie richtig anfangen konnte.

»Wie können sie dir dein Verhalten vorwerfen?«, ereifer-te Elizabeth sich. »Es war doch nur zu ihrem Besten. Dir al-

lein haben sie es zu verdanken, dass sie alle miteinander ihre Plantagen behalten durften! Ja sogar, dass sie überhaupt noch einen Rat bilden dürfen. Nur du hast Zerstörung und Blutvergießen verhindert und die Insel vor einem viel schlimmeren Schicksal bewahrt. Admiral Ayscue hätte doch sonst mit den Kanonen der *Restitution* ganz Bridgetown in Schutt und Asche geschossen! Und hinterher die Aufständischen aufgehängt, statt ihnen ihre Ämter und Ländereien zu lassen.«

Damit zählte sie unbestreitbare Tatsachen auf, doch längst nicht jeder auf Barbados war ihrer Meinung. Dabei hatten Admiral Ayscues Truppen nicht einmal dem Gouverneur als verantwortlichem Rädelsführer der Rebellion ein Haar gekrümmt. Er hatte lediglich abdanken und die Insel verlassen müssen. Sein nichtsnutziger Neffe Eugene dagegen war in Amt und Würden geblieben und fungierte nun als Adjutant des neuen Gouverneurs.

»Ich wette, Eugene Winston steckt dahinter«, sagte Elizabeth empört. »Dieser intrigante Emporkömmling ist wütend auf dich, weil er Barbados gern selbst an die Admiralität ausgeliefert und dafür Ehren eingeheimst hätte.«

»Das ist nicht auszuschließen. Aber wahrscheinlich ist er eher deshalb wütend auf mich, weil ich seine Pläne durchschaut hatte. Vielleicht auch weil ich ihm bei dieser Gelegenheit sein feines Jabot zerdrückt und ihm gesagt habe, dass sein Verstand zu wünschen übrig lässt. Ah, oder möglicherweise auch wegen meiner Androhung, ihm eins hinter die Löffel zu geben.« Duncan lächelte kurz, aber freudlos, als er sich an seine unersprißliche Begegnung mit Eugene Winston erinnerte, der seither fraglos inbrünstig auf Rache sann. »Davon abgesehen – die Pflanzer sind auch nicht gerade gut auf mich zu sprechen, im Gegenteil. Außer dem werthen Lord, der mich aus irgendwelchen Gründen als ehren-

haften Mann schätzt. Und der immerhin so freundlich war, mich davon zu unterrichten, dass mir Ärger ins Haus steht.« Duncan bemühte sich, den Groll aus seiner Stimme herauszuhalten. Es war nicht die passende Zeit, die alte Eifersucht auf William Noringham wiederzubeleben, nur weil dieser einmal in Elizabeth verliebt gewesen war. Der junge Pflanzler, den Duncan zuweilen unverhohlen spöttisch als *Ritter ohne Fehl und Tadel* bezeichnete, war Elizabeth damals auf der Überfahrt von England nach Barbados zum ersten Mal begegnet, und seither verehrte er sie, was bei Duncan im Laufe der Zeit nicht wenig Verdruss hervorgerufen hatte. Dass sie nach Roberts Tod den Antrag des adligen, begüterten William Noringham ausgeschlagen und stattdessen ihn, den ruchlosen Freibeuter mit zweifelhafter Vergangenheit, gewählt hatte, erschien Duncan immer noch ein wenig unreal, obwohl sie nun schon eine Weile seinen Ring am Finger trug und außerdem bereits das zweite Kind von ihm erwartete.

Duncan legte den Waffengurt und das Bandelier mit den Patronen auf der Bank am Rande des Innenhofs ab, bevor er sich wieder zu Elizabeth umwandte. »Noringham zufolge ist es ausgemachte Sache, dass der Pflanzerrat mir was am Zeug flicken will.«

Elizabeth ging aufgebracht hin und her. Die Wachsstöcke, die an den Säulen neben dem Durchgang zum Patio brannten, warfen ein flackerndes Licht auf ihre Gestalt. Ihr Leib wölbte sich wie eine Kugel unter ihrem wallenden Gewand, dessen Farbe das intensive Türkisblau ihrer Augen widerspiegelte. Das feuchte Haar fiel ihr bis zur Hüfte, ihre Augen blitzten. Sie sah aus wie eine Fruchtbarkeitsgöttin auf einem alten Gemälde, das er einmal in einem venezianischen Palazzo gesehen hatte.

»Sie sollten dir lieber dankbar sein!«, sagte sie wütend.

»Wie kann dir der Rat einen Strick daraus drehen, dass du gegenüber Oliver Cromwell loyal warst? Wenn man dir jetzt deswegen Verrat vorwirft, würden die Rundköpfe in London das sofort als Zeichen eines neuen Aufstands werten und abermals ihre Schlachtschiffe herschicken, nur diesmal mit weniger Nachsicht und Langmut als beim letzten Mal.«

»Ich glaube, da misst du mir deutlich mehr Bedeutung zu, als mir gebührt.« Duncan grinste flüchtig. »Bei der Niederschlagung des Freiheitskampfes ging es den Rundköpfen außerdem nicht ums Prinzip, sondern um den regelmäßigen Nachschub an Zucker und die Mehrung ihres Vermögens.« Er schüttelte den Kopf. »Letztlich dreht sich alles nur ums Gold. Hier auf Barbados ist es nicht anders. Die Plantagenbesitzer müssen dringend ihre Kassen auffüllen. Der verlorene Unabhängigkeitskampf und der Sklavenaufstand haben sie einiges gekostet, und noch mehr ist durch die Sturmflut und die Ernteauffälle draufgegangen. Im Augenblick gibt es auf ganz Barbados nur zwei Menschen, die eine nennenswerte Menge Gold besitzen, und einer davon bin ich. Oder genauer: bist du.«

Das weckte erst recht ihre Entrüstung.

»Wenn sie glauben, dass wir es ihnen einfach geben, täuschen sie sich gewaltig!«, rief sie.

»Sie werden einen Prozess inszenieren, an dessen Ende ein Urteil mit einer hohen Geldbuße steht. Und dabei werden sie einkalkulieren, dass du sie für mich begleichst, damit ich nicht zu lange hinter Gittern schmoren muss. Für die Anklage werden sie schon was finden. Verrat, Piraterie, Schmuggel – ganz gleich, Hauptsache, es bringt ihnen genug ein.«

»Aber du hast seit Jahren kein Schiff mehr aufgebracht! Außerdem besitzt du einen Kaperbrief von Cromwells Admiralität. Und geschmuggelt hast du auch nichts.«

»Genau genommen doch, und zwar ständig. Immerhin habe ich bei meinen Handelsfahrten jahrelang tonnenweise Silber und Waffen von London nach Barbados gebracht, und das ist natürlich nach englischen Gesetzen verboten.«

»Aber das war doch alles vor dem Aufstand! Außerdem haben die Pflanzer hier auf Barbados davon profitiert. Sie *wollten* Silber und Waffen, sie haben dir ihren Zucker förmlich aufgedrängt, damit du ihnen genug von beidem brachtest. Wie können sie dich für etwas anklagen, was sie selbst mit solchem Eifer von dir verlangt haben?«

»Mein Liebes, mich musst du nicht davon überzeugen, dass es der pure Widersinn ist. Es liegt auf der Hand, dass sie nur einen Vorwand brauchen, um ihre Börsen zu füllen. Doch das ist im Augenblick gar nicht die Frage.«

»Was ist denn die Frage? Warte, lass mich raten – die Frage ist, wie wir sie reinlegen können, bevor sie uns reinlegen, stimmt's?«

»Kluges Mädchen.« Duncan lächelte sie an. »Du weißt stets im Voraus, worum es mir geht.«

»Dazu braucht es keine große Klugheit. Hast du schon einen Plan?«

»Habe ich den nicht immer? Komm her.« Er streckte die Arme nach ihr aus, und ohne zu zögern kam sie zu ihm. Tief durchatmend, legte sie den Kopf an seine Schulter, und für ein paar kostbare Augenblicke genoss er es einfach nur, sie zu halten. Im Hintergrund plätscherte der Springbrunnen, und der Duft der Frangipanibüsche, die entlang der Umfriedungsmauer wuchsen, mischte sich mit dem Geruch von Meer, der Elizabeths nassem Haar entströmte. Er umfing sie fest und spürte die Rundung ihres Bauchs an seinen Rippen. Eine Aufwallung von Zärtlichkeit erfasste ihn. Er küsste ihre Lippen und zeichnete mit seinem Mund ihre Wan-

gen nach, bevor er sacht in ihr Ohrläppchen biss. »Mhm, du schmeckst nach Salz.«

»Das kommt vom Schwimmen. Was können wir tun, Duncan?«

»Wir haben die ganze Zeit kein Geheimnis daraus gemacht, dass wir übermorgen mit der Mittagsflut auslaufen wollen. Alle Welt weiß es. Also werden sie mir vorher eine Abordnung bewaffneter Soldaten schicken, um mich zu arretieren, damit ich ihnen nicht mit dem ganzen Gold durch die Lappen gehe. Wahrscheinlich kommen sie morgen Abend, denn sie wissen, dass ich um die Zeit immer hier bin, während meine Mannschaft auf dem Schiff ist. Folglich müssen wir vorher verschwinden. Wir brechen noch heute Nacht auf.«

Er merkte, wie sie die Luft anhielt. Es war nicht weiter schwer, ihre Gedanken zu erraten.

»Es geht nicht anders, Lizzie. Zum Abschiednehmen bleibt keine Zeit mehr. Du kannst Anne und William Noringham einen Brief hinterlassen. Rose kann ihn mitnehmen, wenn sie morgen zu ihnen geht.«

Elizabeth nickte. Sie schien sich damit abzufinden, auch wenn es ihr nicht gefiel.

»Und was tun wir, wenn etwas schiefgeht? Gesetzt den Fall, sie kommen uns doch zuvor – was dann?«

»Für diesen Fall habe ich mir ebenfalls etwas ausgedacht.« In knappen Worten schilderte er ihr, was er sich überlegt hatte.

Es erforderte die Mithilfe von William Noringham, doch Duncan wusste, dass der alles für Elizabeth tun würde, wenn sie ihn darum bat. Nach Roberts Tod hatte Noringham um Elizabeths Hand anhalten wollen, und es hatte ihn ziemlich getroffen, dass die Frau seiner Träume sich für einen anderen Mann entschieden hatte, der zudem ein übel beleumunde-

ter Freibeuter war. Doch Noringham war kein nachtragender Mensch, und darauf baute Duncan, trotz seiner gelegentlichen Anwandlungen von Eifersucht auf den gut aussehenden jungen Lord.

»Wir schaffen nachher alles, was noch nicht auf der *Elise* ist, an Bord«, fuhr Duncan fort. »Es sind sowieso nur noch zwei, drei Kisten. Und Pearl natürlich. Ich lasse die *Elise* am Ende der Hundswache von einer Schaluppe aus dem Hafen schleppen. Und ehe die Sonne aufgeht und einer von diesen geldgierigen Zuckersäcken richtig mitgekriegt hat, was los ist, sind wir schon auf hoher See.«

Elizabeth atmete durch und löste sich aus seinen Armen.

»Hast du Felicity schon gesagt, dass wir früher als erwartet abreisen wollen?«

Duncan lächelte ein wenig bemüht.

»Das überlasse ich lieber dir. Sie war sowieso schon die ganze Zeit völlig aufgelöst wegen der Reisevorbereitungen.«

»Wenn das so ist, sollte ich wohl zusehen, dass ich ihr beim Packen helfe.«

Auf dem Weg zur Treppe kam ihr die alte Rose entgegen.

»Mylady, Ihr habt noch nicht zu Abend gegessen. Ich habe Euch etwas hergerichtet. Soll ich es hinauf auf Eure Kammer bringen?«

»Ja, tu das«, sagte Elizabeth. Sie blieb stehen und blickte die Magd an. »Hat Master Duncan heute schon mit dir über unseren Aufbruch geredet?«

»Nein, Mylady. Ich weiß nur, dass Ihr übermorgen fortgeht.«

»Nun, das hat sich geändert. Wir reisen schon heute Nacht.«

Rose nickte nur kurz, zum Zeichen, dass sie verstanden hatte. In diesem Haus hatte sie bereits so viel gehört und ge-

sehen, dass eine vorgezogene Abreise sie nicht in Schrecken versetzen konnte.

»Sollen Paddy und ich dann morgen schon zu unserer neuen Herrschaft gehen?«

»Das steht euch frei. Aber erst am Nachmittag, dann sind wir weit genug fort. Rede bis dahin mit niemandem darüber, sonst könnte Schlimmes geschehen. Sorge auch dafür, dass Paddy den Mund hält. Je später man merkt, dass wir weg sind, desto besser.«

Auch diese Bemerkung quittierte Rose nur mit einem knappen Nicken, bevor sie sich in die Küche zurückzog, um das für Elizabeth vorbereitete Abendessen zu holen. Sie würde keine Fragen stellen und sich nicht beklagen, das hatte sie noch nie getan. Dennoch wusste Elizabeth, dass auf die alte Frau Verlass war. Rose und Paddy waren ihr treu ergeben. Die zwei waren die letzten Dienstboten, die nach Harolds Tod noch im Haus geblieben waren. Von den übrigen waren einige bereits in anderen Haushalten untergekommen. Ein paar hatten auch die Heimreise nach England angetreten, nachdem Elizabeth ihnen ein Handgeld ausgezahlt und ihre Schuldkontrakte gelöst hatte. Die meisten Knechte und Mägde waren jedoch, ebenso wie sämtliche Sklaven der Dunmores, in William Noringhams Dienste getreten. Auf Summer Hill gab es alle Hände voll zu tun. In der Nacht des Hurrikans hatte Harold Dunmore das Herrenhaus der Noringhams niedergebrannt, eine weitere seiner vielen Schandtaten. Derzeit wurde es mit einigem Aufwand wieder aufgebaut. Auch auf den Zuckerrohrfeldern brauchte William viele Arbeitskräfte – Elizabeth hatte ihm die Verwaltung von Rainbow Falls übertragen. Irgendjemand musste sich um die Plantage kümmern, und es war Elizabeth nur folgerichtig erschienen, William das Land zur Nutzung zu überlassen,

zumal es unmittelbar an seine eigenen Ländereien grenzte. Dunmore Hall hingegen wollte sie verkaufen – das Stadthaus lag meilenweit von der Plantage entfernt, William konnte damit nichts anfangen. Außerdem verabscheute Elizabeth das Haus, das bis in den letzten Winkel ein beredtes Zeugnis für den Größenwahn ihres Schwiegervaters war.

Plantage und Stadthaus waren durch Harolds Tod an seinen einzigen männlichen Nachkommen gefallen – seinen Enkel Jonathan. Dass Johnny in Wahrheit gar nicht Harolds leiblicher Nachfahre war, wussten nur wenige, und Elizabeth tat ihr Möglichstes, dass es dabei blieb. Sie und Duncan wollten ihrem Sohn das ererbte Land erhalten, auch wenn Elizabeth oft dachte, dass ein Fluch darauf liegen müsse. Rainbow Falls und Dunmore Hall – Harold hatte seinen Besitztümern blumige Namen gegeben, aber hier wie dort hatte er ein Schreckensregiment geführt und Verderben über die Menschen gebracht.

Duncan sah das Ganze wesentlich pragmatischer.

»Landbesitz ist wertbeständig«, hatte er gemeint. »Und vielleicht will Johnny ja eines Tages ein fauler, reicher Pflanzer werden. Das ist immer noch besser als ein Pirat, der immer nur einen Schuss Pulver vom Grab entfernt ist.« Bei diesen Worten war das ihm eigene, verwegene Grinsen aufgeblitzt, bei dem sich Elizabeths Herzschlag immer noch genauso unweigerlich beschleunigte wie zu Beginn ihrer Beziehung.

Sie ging die Treppe hinauf ins Obergeschoss und drückte sich dabei leicht die Hand ins Kreuz. Mittlerweile merkte sie, dass sie einen langen und anstrengenden Tag hinter sich hatte. Vielleicht hätte sie sich besser nicht vorgenommen, unbedingt noch ein letztes Mal zu tauchen. Zwar war ihre Schwangerschaft bisher, abgesehen von der Morgenübelkeit

in den ersten Monaten, ohne besondere Beschwerden verlaufen, doch sie hatte mehr an Leibesumfang zugenommen als damals bei Johnny, und entsprechend mühsamer waren ihre Bewegungen. Vor allem beim Auf- und Absitzen merkte sie ihre wachsende Unbeholfenheit, obwohl ihre kleine Schimmelstute dem riesigen Wallach, den Deirdre ritt, kaum bis zur Schulter reichte. Das Schwimmen war dagegen leicht, denn dabei trug das Wasser ihr Gewicht. Doch damit war es ja nun vorläufig vorbei. Im Grunde traf es sich gut, dass sie jetzt zum Ende der Schwangerschaft hin eine längere Schiffsreise antrat – auf der *Elise* konnte sie sowieso nichts weiter tun, als tatenlos herumzusitzen und sich auszuruhen.

Elizabeth klopfte kurz an die Tür, bevor sie Felicitys Kammer betrat. Ihre Cousine kniete vor einer der Kleiderkisten, die noch an Bord der *Elise* verstaut werden mussten. Überall um sie herum lagen Wäschestücke – auf dem Schemel, dem Bett, der Kommode, den Dielen des Fußbodens. Sie sprang auf, als Elizabeth die Kammer betrat.

»Wie konntest du nur so lange fortbleiben, Lizzie! Ich habe mir Sorgen ...« Felicity hielt inne. Empörte Ungläubigkeit zeichnete sich in ihrem Gesicht ab, als sie Elizabeths nasses Haar bemerkte. Sie stemmte die Hände in die üppigen Hüften. »Du warst schwimmen!«

Elizabeth unterbrach ihre Cousine, bevor sie zu langatmigen Vorwürfen ansetzen konnte. »Felicity, unsere Pläne haben sich geändert. Wir müssen schon heute Nacht abreisen.«

Felicity fiel ein Unterkleid zu Boden, sie starrte Elizabeth mit offenem Mund an. Ihr herzförmiges Gesicht war ein einziges entsetztes Fragezeichen.

»Was sagst du da?«

»Wir brechen vor dem Morgengrauen auf. Duncan könnte sonst verhaftet werden.«

»Verhaftet?« Felicitys Stimme klang schrill. »Aber warum denn? Was hat er getan?«

Elizabeth erklärte ihr alles, doch Felicity war zu verstört, um ihre Ausführungen richtig zu begreifen.

»Was tun wir denn jetzt?«, rief sie außer sich.

»Packen«, sagte Elizabeth lakonisch. »Und dann aufs Schiff gehen.«

Doch damit konnte sie Felicity nicht beruhigen.

»Und wenn sie ihn doch noch verhaften? Was soll dann aus unserer Reise werden?«

Ihre einzige Sorge war, dass sie womöglich hierbleiben musste. Sie sehnte sich mit einer solchen Inbrunst nach ihrem Verlobten, dass seit Wochen kein Tag vergangen war, an dem sie nicht darauf gedrängt hatte, endlich den Reisetag festzusetzen. Niklas Vandemeer war ein niederländischer Handelskapitän, der aus Amsterdam stammte. Nachdem das englische Rumpfparlament im vergangenen Jahr unter Oliver Cromwell Gesetze erlassen hatte, die den Schiffshandel zwischen den Niederlanden und den englischen Kolonien verboten, hatte Niklas Barbados überstürzt verlassen müssen. Die englische Marine setzte die neuen Vorschriften mit Waffengewalt durch; es waren bereits etliche Kauffahrer holländischer Herkunft aufgebracht worden. Duncan hatte dazu sogar die Einschätzung geäußert, dass es vermutlich noch in diesem Jahr deswegen Krieg geben werde. Seitdem fürchtete Felicity erst recht, Niklas vielleicht nie wiederzusehen. Sie hatte einen Brief von ihm erhalten, den er dem Kapitän eines Sklavenschiffs für sie mitgegeben hatte. Darin hatte er geschildert, wie schwierig seine Lage derzeit sei, und bedauernd gemeint, es sei wenig wahrscheinlich, dass er in der nächsten Zeit nach Barbados käme.

Ursprünglich hatte Felicity mit Elizabeth und Duncan

schon zu Beginn des Jahres nach Europa segeln wollen, doch kurz vor dem geplanten Aufbruch hatte sie eine Fehlgeburt erlitten, und die herbeigerufene Hebamme hatte prophezeit, dass sie sterben werde, wenn sie die strapaziöse Schiffsreise antrat. Daraufhin hatten sie die Reise verschieben müssen. Es hatte lange gedauert, bis Felicity sich von den schweren Blutungen und ihrer tiefen Niedergeschlagenheit erholt hatte, doch mittlerweile ging es ihr wieder gut. Nun konnten sie endlich die Überfahrt wagen, die sie hinter sich bringen wollten, bevor die jährlich wiederkehrende Zeit der Stürme kam und Elizabeths Niederkunft nahte.

Elizabeths Ankündigung, dass es früher als geplant auf die Reise ging, versetzte Felicity in hektische Betriebsamkeit. Aufgescheucht rannte sie herum, suchte nach Kleidungsstücken, von denen sie behauptete, sie eben noch bereitgelegt zu haben, und zerrte anschließend doch wieder alles aus der Truhe, was sie erst kurz zuvor hineingepackt hatte.

»Es reicht nicht!«, klagte sie. »Wir brauchen noch eine Kleiderkiste!«

»Diese da genügt. Sie ist riesig. Pack einfach ein, was hineinpasst, und den Rest lassen wir hier.«

»Bist du von Sinnen? Die gute Wäsche?«

Elizabeth fühlte sich lebhaft an einen ähnlichen Disput vor drei Jahren erinnert, als sie von England aus die Überfahrt in die Karibik angetreten hatten.

»Auf Raleigh Manor haben wir Wäsche in Hülle und Fülle. Übertreib es nicht.«

»Willst du auf dem Schiff wieder ohne saubere Hemden dasitzen? Hast du vergessen, wie wir auf der Herfahrt gestunken haben und wie verdreckt alles war?« Felicity schien es als Frage der persönlichen Ehre zu betrachten, alles mitzunehmen, was ihrer Meinung nach für eine erträgliche Über-

fahrt nötig war. Elizabeth sah es sich eine Weile lang an und versuchte halbherzig, ihrer Cousine zu helfen, doch dann gab sie es auf.

»Du kriegst das allein sicher besser hin«, sagte sie. »Ich gehe Deirdre Bescheid sagen.«

Die junge Irin hatte ursprünglich eine der Dienstbotenkammern im Gesindeanbau von Dunmore Hall bewohnt, war aber nach dem Tod des Hausherrn in die ehemalige Kammer von Martha Dunmore gezogen, Elizabeths Schwiegermutter. Es machte ihr nichts aus, dass Martha in dem Bett gestorben war, in dem sie nun ihre Nächte verbrachte.

»Es ist das erste Bett, in dem ich je geschlafen habe«, hatte sie Elizabeth auf deren Frage, ob es sie deswegen grause, geantwortet. »Bisher habe ich immer auf Matten gelegen. Oder auf dem nackten Boden.« Sie hatte an ihrem pflaumenfarbenen Kleid gezupft. »Seht Ihr das, Mylady? Das hat früher einer alten Frau gehört, der Mutter eines Aufsehers oben bei Speightstown. Sie ist darin gestorben. Eigentlich hätte man sie auch damit begraben müssen, doch die Totengräber zogen es ihr aus, weil sie alles zu Geld machen, was irgendwie geht. Ich hab's ihnen für zwei Pennys abgekauft.« Kopfschüttelnd hatte sie hinzugefügt: »Wie dumm müsste ich sein, eine weiche Matratze und gute Daunenkissen zu verschmähen, nur weil eine Tote darauf lag?«

Diese Unterhaltung hatte Elizabeth deutlich gemacht, wie sehr sich ihr bisheriges Leben von jenem unterschied, das Deirdre geführt hatte. Sie selbst war behütet und in Reichtum aufgewachsen. Als verwöhnte Tochter eines Viscounts

hatte sie immer genug zu essen gehabt und konnte sich in die feinsten Gewänder kleiden, während Deirdre aus einer Familie stammte, in der von acht Geschwistern drei verhungert waren und die übrigen nur deshalb noch lebten, weil sie entweder stahlen oder sich prostituierten. Deirdre hatte als Einzige von ihnen weder das eine noch das andere getan, sondern sich per Schuldkontrakt als Dienstmagd in den Kolonien verdingt – für sieben lange Jahre. Sie war gerade erst fünfzehn gewesen, als sie nach Barbados gekommen war.

Es lagen Welten zwischen dem Wohlstand auf Raleigh Manor, dem herrschaftlichen Anwesen, auf dem Elizabeth aufgewachsen war, und den Elendsquartieren am Rande der Dubliner Docks, wo Deirdre ihre frühe Jugend verbracht hatte. Das Mädchen war kaum neunzehn, zwei Jahre jünger als sie selbst, doch oft kam es Elizabeth so vor, als hätte Deirdre die doppelte Anzahl an Jahren gelebt, allein gemessen an dem, was sie schon hatte durchmachen müssen.

Deirdre hatte bereits geschlafen, sie schrak hoch, als Elizabeth ins Zimmer trat.

»Mylady?«

Elizabeth teilte ihr mit knappen Worten mit, was los war, worauf Deirdre sie nur mit schreckgeweiteten Augen anstarrte. Das kastanienfarbige Haar hing in zerzausten Locken um das schmale Gesicht, die zarten Schultern waren verkrampft hochgezogen. Im Licht der kleinen Talgleuchte, die Elizabeth trug, sah Deirdre aus wie eine zerrupfte Elfe. Nicht einmal ihr offenkundiges Entsetzen konnte ihren Liebreiz schmälern.

»Dir bleibt keine Zeit, um Abschied von ihm zu nehmen«, sagte Elizabeth sanft. »Du musst dich jetzt entscheiden.«

Deirdre straffte sich. Plötzlich sah sie sehr entschlossen

aus. »Ich habe mich schon entschieden, Mylady. Ohne Edmond will ich nicht mitkommen.«

Elizabeth seufzte, das Herz wurde ihr schwer.

»Versprich mir, dass du nicht wieder im Dschungel lebst«, bat sie. »Geh mit Rose und Paddy zu den Noringhams, du kannst dort als Hausmagd arbeiten. William wird dir auch nicht verbieten, in deiner freien Zeit auszureiten. Den Wallach darfst du behalten.«

Sie wusste, wie sehr Deirdre das Leben im Dschungel hasste. Die Moskitos, die schwüle, feuchte Luft, die karge Nahrung. Und vor allem die ständige Gefahr, von den Bluthunden der Plantagenbesitzer aufgespürt zu werden. Nach den schlimmen Ereignissen im vergangenen Jahr hatte sie sich dankbar wieder Elizabeths Haushalt angeschlossen und gab sich seither mit verstohlenen Ausritten in die Hügel zufrieden, die meist nur sonntags stattfanden. Häufiger wagte sie es nicht, weil sie keine Aufmerksamkeit auf sich und das Ziel dieser Ausflüge lenken wollte. Doch ihren Gefühlen für Edmond hatte das keinen Abbruch getan.

»Ich lasse dir auf jeden Fall genug Geld da«, fuhr Elizabeth fort. »Falls du es dir anders überlegst, kannst du dir davon eine Überfahrt nach England kaufen und dich irgendwie nach Raleigh Manor durchschlagen. Dort wirst du in Frieden leben können und dein Auskommen haben, dafür Sorge ich, auch wenn ich selbst dann bereits wieder woanders sein sollte.«

»Ich danke Euch, Mylady.«

»Du musst mir nicht danken. Ich stehe bis zum Ende meines Lebens in deiner Schuld.« Nur zu gut erinnerte Elizabeth sich an die rabenschwarzen Stunden der Verzweiflung, als Harold ihr Johnny weggenommen und sie und Felicity in der Kammer nebenan eingesperrt hatte. Damals hatte sie

einen Blick in den Abgrund der Hölle getan. Deirdre hatte sie in jener Nacht befreit, zusammen mit Pater Edmond. Das würde Elizabeth den beiden niemals vergessen.

Deirdre schlug das Laken zur Seite. Das graue Baumwollhemd fiel ihr bis zu den Knöcheln, als sie aus dem Bett stieg.

»Johnny muss für die Reise fertig gemacht werden, Mylady.« Geschäftig ging sie zur Tür. »Ich muss seine Spielsachen einpacken. Anschließend wecke ich ihn und ziehe ihn an. Und dann werde ich ihm vielleicht noch etwas vorsingen, damit ihm die Zeit bis zum Aufbruch nicht langweilig wird.«

Elizabeth setzte an, Deirdre aufzufordern, sich ruhig wieder hinzulegen, da sie allein mit allem fertigwerden könne, doch dann nickte sie nur. Ihr war unvermittelt klar geworden, worum es Deirdre wirklich ging – sie wollte die noch verbleibende Zeit mit dem Kind verbringen, an dem sie mit solcher Liebe hing. Und das sie nach dieser Nacht vielleicht nie wiedersehen würde.

»Ja«, sagte sie leise. »Sing ihm was vor.«

Sie nahm in ihrer Schlafkammer das Abendessen ein, das Rose ihr heraufgebracht hatte – etwas Käse, kalten Braten und dazu Maisbrot. Sie konnte nicht viel essen, obwohl sie nach dem Schwimmen Hunger gehabt hatte wie ein Wolf. Die Bedrohung durch die neue Situation war ihr auf den Magen geschlagen. Duncan hatte sich schon gegen viele Feinde zur Wehr setzen müssen, aber die hatte er mit Pistolen oder Kanonen beschießen können. Hier war eine stärkere Macht angetreten, die er nicht mit Waffengewalt bekämpfen konnte.

Sie aß einen letzten Bissen von dem Brot und spülte es mit frischem Brunnenwasser herunter. Anschließend ging sie wieder nach unten. Duncan hatte sich eine Pfeife an-

gezündet und stand mit zweien seiner Männer zusammen, die ebenso wie Sid schon seit Jahren zu seiner Mannschaft gehörten. Beide verneigten sich kurz, aber ehrerbietig vor Elizabeth. Der eine wurde Oleg genannt und war ein Riese von Mann, mit schaufelartigen Händen und enormen Muskeln an Armen und Beinen. Sein tintenschwarzes Haar war im Nacken zu einem Zopf gebunden. Duncan hatte gesagt, Oleg stamme aus Kirgisien, einem der weiten Steppenländer östlich des Russenreichs. Die exotischen Gesichtszüge mit den breiten Wangenknochen und den schräg stehenden Augen deuteten jedenfalls darauf hin.

Kein Mensch wusste, ob er wirklich Oleg hieß. Als er auf die *Elise* gekommen war, hatte einer der Matrosen ihn bei diesem Namen gerufen, und dabei war es geblieben. Er konnte nicht sprechen, zumindest hatte ihn noch nie jemand ein Wort sagen hören. Ihm war nicht etwa die Zunge herausgeschnitten worden, so wie vielen anderen bedauerenswerten Seefahrern, die man auf diese drakonische Weise für Gesetzesverstöße bestraft hatte – er war ganz einfach stumm. In Ermangelung von Worten verständigte er sich mit Blicken und Gesten. Oder, wenn das nicht weiterhalf, auch durch Taten, die allerdings beim betreffenden Gegenüber zuweilen den Wunsch wachriefen, Oleg nie kennengelernt zu haben. Er trug die typische Seemannskluft – um den Kopf ein Tuch von undefinierbarer Farbe, lederne Breeches, ein weites Hemd unter einer speckigen Weste, ausgebeulte Stiefel. Sein Waffengurt und sein Bandelier waren umfangreich bestückt. Er trug zwei Pistolen, an jeder Seite eine. Man erzählte sich, er könne beidhändig damit schießen, so treffgenau wie kein anderer. Mit diesem Mann legte sich so schnell niemand an.

Auch der andere Mann war schwer bewaffnet, wengleich

von längst nicht so angsteinflößender Erscheinung wie der Kirgise. Sein Name war Jerry, er war ein zweiundzwanzigjähriger Schotte. Sein karottenrotes Haar stand nach allen Seiten ab, und mit seinem fröhlichen, sommersprossigen Gesicht war er das genaue Gegenteil von Oleg, dessen Miene meist so dunkel und undurchdringlich war wie ein wolkenverhangener Himmel. Jerry lachte gern und viel und hatte immer einen Scherz auf den Lippen. Und er war so etwas wie Olegs Stimme. Auf geheimnisvolle Weise wusste er stets, was der stumme Hüne sagen wollte. Schon beim leisesten Wink erahnte er, worum es Oleg ging, und das gab er dann, so es nötig war, an andere weiter. Wo der große Kirgise sich aufhielt, war auch meist der junge Schotte nicht weit.

Duncan stieß eine Rauchwolke aus. Er gab sich ruhig, doch Elizabeth spürte seine Anspannung. Meist rauchte er nur dann, wenn er nervös war. In der Regel gab er nicht viel auf dieses Laster, zumal er wusste, dass Elizabeth den Qualm nicht ausstehen konnte.

»Oleg und Jerry bringen die letzten Kisten zum Hafen, sobald ihr mit Packen fertig seid«, sagte er. »Und danach schaffen wir deine Stute an Bord.«

»Ich möchte dabei sein, wenn Pearl auf die *Elise* gebracht wird.«

»Du solltest dich besser um Johnny kümmern.«

»Deirdre ist bei ihm.«

»Kommt sie mit auf die Reise?«

Elizabeth schüttelte bedrückt den Kopf. Oleg machte ein paar rasche Handbewegungen, die Jerry für ihn übersetzte.

»Er will wissen, ob sie wieder bei dem Priester im Wald leben will.«

Elizabeth sah Oleg überrascht an. Irgendwer musste ihm von Deirdre und Edmond erzählt haben. Was allerdings

nicht erklärte, warum er sich überhaupt dafür interessierte. Seine Miene gab darüber keinen Aufschluss. Sein Gesichtsausdruck war gewohnt unergründlich.

»Sie geht als Hausmagd auf die Plantage von Lord Noringham«, sagte Elizabeth.

Duncan und die beiden Männer blickten an ihr vorbei zur Tür, und Elizabeth drehte sich um. Deirdre stand dort im Durchgang. Sie war nur notdürftig angekleidet. Das Hemd schaute unter dem offenkundig hastig übergestreiften Gewand hervor, und das Haar fiel ihr wirr auf die Schultern. Ihre Augen waren angstvoll aufgerissen.

»Es ist Johnny, Mylady. Er hat Fieber.«

Der Kleine glühte förmlich. Deirdre legte ihm kühle Wickel an und flößte ihm Weidenrindentee ein, was Johnny apathisch über sich ergehen ließ. Er lag schlaff da, ohne seine Umgebung richtig wahrzunehmen. Das sonst so lebhaftes Kind, das in seinem Bewegungsdrang nur selten zu bändigen war, konnte kaum die Augen öffnen. Deirdre saß neben ihm und scheuchte die Mücken weg. Den Moskitoschleier hatten sie zurückgeschlagen, damit sie ihn besser beobachten konnten. Im Licht des Kandelabers glühte sein Gesicht hochrot, und die schmale Brust hob sich unter rasselnden, flachen Atemzügen.

Elizabeth ging wie aufgezogen in der Kammer auf und ab. Sie verging fast vor Sorge. In diesen tropischen Breiten kam es nicht selten vor, dass Menschen von plötzlichem Fieber befallen wurden, und besonders schwer traf es Kinder. Johnny war schon gelegentlich krank gewesen, er hatte auch hin und wieder Fieber gehabt, doch er hatte sich stets rasch davon erholt, und es war nie so hoch gewesen wie in dieser Nacht. Felicity saß weinend neben dem Bettchen und bete-

te unter erstickten Schluchzern für eine gnädige und schnelle Genesung, bis Elizabeth ihr befahl, auf ihre Kammer zu gehen.

»Davon, dass du hier herumheulst, wird es ihm nicht besser gehen, und wir kommen dadurch auch nicht schneller von der Insel fort.«

»Glaubst du etwa, ich weine, weil wir hierbleiben müssen?« Felicity schluchzte erneut auf und tupfte sich die Tränen ab, wobei sie es fertigbrachte, zugleich gekränkt und zutiefst verängstigt auszusehen. »Ich liebe Johnny mehr als mein Leben! Ich würde mit Freuden selbst am Fieber sterben, wenn es ihm nur besser ginge!«

»Hör auf damit.« Dieser barsche Befehl kam von Duncan, der vor der offenen Tür stand. »Rede in Johnnys Anwesenheit nicht vom Tod.«

Elizabeth hielt in ihrem Auf-und-ab-Laufen inne und blickte ihn flehend an.

»Wir können ihn nicht aufs Schiff bringen, Duncan.«

»Das werden wir auch nicht. Nicht solange er krank ist. Ich habe die Männer schon zurück auf die *Elise* geschickt. Wir bleiben hier.«

»Aber du musst fort! Sie holen dich sonst!«

»Ja, du solltest unbedingt fahren!«, stimmte Felicity zu. »Denn sonst musst du ins Gefängnis, und wer weiß, was sie sonst noch alles mit dir anstellen! Denk an den armen Teufel, dem sie im Januar die Hand abgeschlagen haben, nur weil er ein Fässchen Rum gestohlen hat!« Rasch fügte sie hinzu: »Ich komme mit. Du kannst mich nach Holland bringen, damit du die Fahrt nicht ganz umsonst antreten musst.«

Duncan betrachtete sie irritiert, dann wandte er sich wieder Elizabeth zu. »Ich lasse nach dem Arzt schicken.«

»Bitte holt nicht den Medicus«, widersprach Deirdre. »Er



Elena Santiago

Wind der Gezeiten

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38363-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2014

Jeder Traum hat seinen Preis ...

Elizabeth und Duncan Haynes wollen Barbados verlassen und fern von Krieg und Sklavenhandel ein neues Zuhause finden. Doch bevor sie in See stechen können, schlägt das Schicksal zu: Ihr kleiner Sohn Jonathan erkrankt an einem lebensbedrohlichen Fieber, und Duncan droht nach einem Schauprozess die Todesstrafe. Nur knapp gelingt es ihnen, an Bord der Elise zu fliehen. Sie steuern Dominica an, eine grüne Insel in der Karibik. Doch auch dieses Paradies birgt ungeahnte Gefahren, aus denen schon bald eine tödliche Bedrohung erwächst ...

 [Der Titel im Katalog](#)